

# Vom Montanrevier zum Krisengebiet – Oberharz 1910–1933

Helmut Radday, Clausthal-Zellerfeld



Der Brand des Johanneser Untersuchungsschachtes im Januar 1930 erschien in der Rückschau wie ein schlechtes Vorzeichen, von der "Todesfackel des Oberharzer Bergbaus" wurde gesprochen, denn nur drei Monate später verhandelte man über die Schließung der Clausthaler Bergwerke, die dann im gleichen Jahr noch erfolgte. Foto: Archiv Oberharzer Bergwerksmuseum.

*Vom Montanrevier zum Krisengebiet. Niedergang, Perspektiven und soziale Wirklichkeit im Oberharz 1910–1933. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, Nr. 110. Montanregion Harz, Bd. 4. ISBN 3-921533-94-5. 347 Seiten. Zahlreiche Tabellen, Grafiken, Abbildungen, € 24,80.*

In kurzer Folge und seit 2001 sind in der vom Deutschen Bergbau-Museum Bochum begründeten Schriftenreihe „Montanregion Harz“ bereits fünf Bände erschienen, herausgegeben von Christoph Bartels, Karl Heinrich Kaufhold und Rainer Slotta. In ihnen finden die Ergebnisse des vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur von 1997 bis 2001 finanzierten und von Karl Heinrich Kaufhold koordinierten Forschungsschwerpunktes zur Harzer Montangeschichte ihren Niederschlag.

Mit der als Band 4 erschienenen Arbeit ist Claudia Küpper-Eichas im Jahre 2001 am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Georg-August-Universität Göttingen promoviert worden. Sie war als Historikerin am Oberharzer Bergwerksmuseum Clausthal-Zellerfeld beschäftigt und ist dort zur Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen eines Projektes tätig.

Mit ihrer Arbeit schließt Claudia Küpper-Eichas eine Lücke in der Literatur über eine ent-

scheidende Phase der Oberharzer Geschichte. Die Auswirkungen der von ihr akribisch untersuchten Krisensituation, die in der Stilllegung des Bergbaus im Clausthaler Revier im Jahre 1930 ihren Höhepunkt fand, sind bis heute in der strukturellen wirtschaftlichen Schwäche der Oberharzer Gemeinden zu spüren. Es ist das Verdienst dieser Arbeit, sich nicht auf den engen, nur auf den Bergbau bezogenen Bereich beschränkt zu haben, sondern die für die Existenzsicherung der Oberharzer Bevölkerung in der Krisenphase wichtigen Erwerbszweige/Nebenerwerbszweige in die Untersuchung einbezogen zu haben.

Es entsteht ein Bild komplexer Wechselwirkungen zwischen dem für den Oberharz über Jahrhunderte genuin bedeutendsten Wirtschaftsfaktor Bergbau und den bereits vor dem ersten Weltkrieg erkennbaren Bemühungen zur Schaffung von Ersatzstrukturen in der Phase des Niedergangs.

Geografisch erfasst die Arbeit den ehemaligen Landkreis Zellerfeld, der mit den „freien Bergstädten“ einen Verwaltungsbezirk ganz eigener Prägung bildete und sich in vielfältiger Hinsicht von allen anderen Landkreisen Niedersachsens unterschied. Kapitel 2 der Arbeit führt in die Besonderheiten der Wirtschafts- und Verwaltungsstruktur des Landkreises Zellerfeld ein, in dem es z.B. noch in den 1920er Jahren „neben

den fiskalischen Montanunternehmen nur kleine und mittlere Betriebe, vor allem aus dem Bereich der Holzverarbeitung“ gab. Damit, so wird dem Leser unmittelbar deutlich, war die Krise und Stilllegung des Bergbaus gleichsam vorprogrammiert.

Im dritten Kapitel geht die Verfasserin auf die Entwicklung des Bergbaus und Hüttenwesens im Oberharzer Revier ein und beschränkt sich (klugerweise!) darauf, die Linie lediglich bis in das 19. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Spannend zu lesen ist, in welcher Weise sich die Weltwirtschaftskrise auf das Montanrevier Oberharz auswirkte. Durch zahlreiche Tabellen und Grafiken gewinnt man eine sehr konkrete Vorstellung von Weltmarktpreisen, von der Position Deutschlands unter den Blei und Zink fördernden Ländern und von den sozialen Verhältnissen der Bergarbeiterbevölkerung. Für den Untersuchungszeitraum von 1910–1933 werden die Quellen im Hinblick auf die Arbeitsverhältnisse (Arbeitszeit, Löhne etc.) auch im Vergleich mit anderen Montangebieten ausgewertet, und es bestätigt sich die bereits in Kapitel 2 im Vergleich zum Reichsdurchschnitt festgestellte geringere Entlohnung der Harzer Bergleute.

Die schließlich in den Jahren 1930/31 folgenden Betriebsstilllegungen stehen letztlich im Mittelpunkt der Arbeit von Claudia Küpper-Eichas. Wie ein Menetekel hatten sie sich z.B. in den Stilllegungen des Bergbaus in St. Andreasberg (1910) und in der Stilllegung der Altenauer Hütte (1911) bereits angekündigt, aber die Entscheidung zur Einstellung des Bergbaus in Clausthal-Zellerfeld kam, wie es in der Chronik des Jahres 1930 im Allgemeinen Harzbergkalender für das Jahr 1931 hieß „... wie ein wuchtiger Keulenschlag auf die Betroffenen, ...“. Strenge Wissenschaftlichkeit einerseits und menschliche Anteilnahme andererseits kennzeichnen die Darstellung in diesem Abschnitt. In seiner Überschrift „Das letzte Glückauf“ (Seite 112) schwingt mehr mit als nur die betriebswirtschaftlich nüchterne Feststellung von der Stilllegung aller Gruben.

Gab es Alternativen für die Region? Die Verfasserin zitiert in Kapitel 5 zu Recht aus der Denkschrift von Landrat Curtze aus dem Jahre 1928, in der dieser von „Großen Mengen Druckerschwärze, Tinte und Papier“ spricht, mit denen im Oberharz Hoffnungen gemacht worden seien. Die Denkschrift enthält die lakonische Feststellung: „–und dabei ist es geblieben!“ Parallele zu heute?

Die von der Verfasserin mit großer Sorgfalt ausgewerteten und bisher kaum bekannten Quellen spiegeln die geradezu verzweifelten Versuche der Oberharzer Bevölkerung und der für sie zuständigen Verwaltung (Landkreis Zel- ▶

lerfeld), der Strukturkrise zu begegnen. Intensivierung der Landwirtschaft (unter den klimatischen Bedingungen im Oberharz!), Fremdenverkehr, Straßenbau, Waldarbeit, Torfgewinnung, Holzverarbeitung, Holzindustrie etc. – nahezu alle Bereiche bis hin zu so kuriosen Plänen, wie Seidenraupenzucht, werden als Möglichkeit zur Krisenbewältigung vorgeschlagen und von Claudia Küpper-Eichas anhand der Quellen dargestellt.

Richtig gesehen wird von der Verfasserin, dass die Pläne zum Talsperrenbau, wie überhaupt wasserwirtschaftliche Maßnahmen, die in der Literatur bisher vorwiegend unter dem Aspekt des Hochwasserschutzes und der Energiegewinnung betrachtet worden sind, in den Zeiten der Krise (1910–1933) aus der Sicht der Oberharzer Bevölkerung auch als Arbeitsplatzbeschaffungs-Maßnahme (heute ABM) verstanden worden sind.

Dass eine „Notgesellschaft“ für radikale Strömungen in der Weimarer Republik anfällig sein würde, scheint zunächst plausibel. Verfasserin geht in der Darstellung und Beurteilung der

„politischen Strömungen und Auseinandersetzungen im Oberharz 1918–1933“ auf die Besonderheiten der lokal/regionalen Entwicklung ein und stellt diese in den Zusammenhang der politischen Entwicklung in Deutschland. Auf den gegenwärtigen historischen Forschungsstand hinweisend wird am Beispiel des ehemaligen Landkreises Zellerfeld klar, dass die NSDAP auch in traditionell sozialdemokratischen Domänen Mehrheiten erzielen konnte, wenn sie „vollmundig“ eine Bewältigung der wirtschaftlichen Notsituation versprach.

Es ist gut zu wissen, dass der Forschungsschwerpunkt zur Harzer Montangeschichte als „Projektgruppe Harz“ im Arbeitskreis für Niedersächsische Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen fortbesteht und wir, nicht nur aufgrund des reichen Bestandes im Bergarchiv im Landesbergamt Clausthal-Zellerfeld noch weitere, so fundierte Arbeiten zur Harzer Montangeschichte erwarten können.

ohne herzhafte duftende Spuren zu hinterlassen. Mit Ausnahme der Römerstraße, dem Boulevard unserer kleinen Hochschulstadt, gab es keine Kanalisation; für die dringendsten Bedürfnisse sorgten Plumpsklos mit Rückantwort in den Hinterhöfen, nur bei Großfamilien in luxuriöser Zwei-Zylinder-Ausführung. Harzer Roller waren aber, um Missverständnissen vorzubeugen, nicht etwa die hygienisch in Zellophan abgepackten Stinkbomben, sondern die mit besonderer Liebe verhätschelten Kanarienvögel, die alljährlich zu einem fröhlichen Singwettstreit im Polstertal antraten. Und natürlich hatte jede Clausthaler Familie, die etwas auf sich hielt, eine Ziege und einen Heinel im Stall. Heinel war die liebevoll zynische Bezeichnung für Bergstudenten, die wesentlich leichter zu melken waren als Ziegen. Studentenwohnheime waren noch nicht vorhanden und Wohngemeinschaften galten noch als unmoralisch. Stattdessen besorgte man sich meistens durch Klinkenputzen eine „Bude“, manchmal durch Hinweis auf Schwarzmarktbeziehungen oder Kohledeputate. Voraussetzung allerdings war damals eine Zuzugsgenehmigung, die vom Wohnungsamt in Zellerfeld nur gegen Vorlage der Immatrikulationsbescheinigung erteilt wurde. Kundige Thebaner wussten sich allerdings durch trickreiche Verhandlungen eine Zuzugsgenehmigung zu beschaffen, um damit unter Umgehung des Zulassungsausschusses als Clausthaler Einwohner eine Gasthörer-Lizenz zu erwerben.

Die Buden selbst waren in der Regel spartanisch einfach, niedrig und klein, kaum größer als eine Klosterzelle. Fließend Wasser gab es meist nur an den Wänden, im Winter auch an den Fensterscheiben. Ein Spucknapf mit Wasserkanne musste zur Körperpflege reichen. Ein Kanoenenofen bildete die frühe Entwicklungsstufe einer Klimaanlage, die meist auf low temperature gestellt war, wenn die Kohledeputatlieferung aus dem Ruhrgebiet ausblieb. Waschmaschinen hatten noch eine flache Brettform mit gewellter Oberfläche und wurden stromsparend mit Knochenfett betrieben. Unter Stereoanlage hätten sich damals selbst Humanisten nicht vorstellen können, dass diese einmal zur Standardausrüstung jeden Grundschülers gehören würde. Ein Volksempfänger mit zwei Sendebereichen – UKW war noch nicht on air – war bereits der Gipfel des Luxus. Vom Fernsehen war noch gar nicht die Rede. Damenbesuch war nur mit Genehmigung der Wirtin zulässig, widrigenfalls drohte fristlose Kündigung. Mieterschutz war noch nicht mal andeutungsweise erfunden. Obschon wir schon wussten, dass es reizvolle Unterschiede zwischen den Geschlechtern gab, waren wir sicher die letzte Generation, die daran glaubte, dass man heiraten muss, um ein Baby zu bekommen. Aber die erste Geschlechtsumwandlung haben wir noch miterlebt. Jungen mit Ohringen und Mädchen mit Brillantsplittern am Bauchnabel oder in der Nase haben wir allerdings erst als Fröhrentner kennengelernt. ▶

## Studieren in Clausthal – vor fünfzig Jahren

Franz-Rudolf Limper

Man muss nicht unbedingt verrückt sein, um in Clausthal zu studieren, aber es hilft schon unheimlich. Und ein bisschen verrückt waren wir damals alle, die sich in den ersten Nachkriegsjahren um einen Studienplatz bemühten. Verrückt nach einem freien Leben in einer friedlichen Welt, nach sechs Jahren Krieg, verrückt nach heißen Städten, die nicht im Bombenkrieg zerstört waren und nach einer Landschaft, die uns den traurigen Charme der Trümmerberge vergessen ließ. Wir, das waren etwa 350 Studenten, die an der damaligen Bergakademie Clausthal im Rahmen des von der Besatzungsmacht festgesetzten numerus clausus in den Jahren 1946/47 das Studium des Bergbaus, des Hüttenwesens oder der Geowissenschaften aufgenommen hatten. Von Ausnahmen abgesehen alles Kriegsteilnehmer, die ihre schönsten Jugendjahre zum Teil mehr als acht Jahre, wie es so schön hieß, „dem Vaterland geopfert hatten“. Nach verbürgter Statistik betrug der Anteil der ehemaligen Angehörigen der Kriegsmarine 50 %.

Das Zulassungsverfahren war durch ein Punktesystem geregelt, in dem Lebensalter, Kriegszeit, Praxisdauer, Abiturnoten und politische Vergangenheit ebenso berücksichtigt waren

wie das soziale Umfeld. Im Gegensatz zu anderen Hochschulen hatten wir in Clausthal keinen begründeten Verdacht auf Schiebung, Bestechlichkeit oder Korruption im Zulassungsausschuss. Immerhin, es war noch die Zeit vor der Währungsreform. Die eigentliche Währung bildeten amerikanische Zigaretten, Tabak, Butter, Wurst, Seife oder Kaffee. Die Lebensmittelzuteilungen machten Schlankheitskuren oder Trennkostdiäten überflüssig. Wir kauften Mehl und Zucker, wenn es so etwas überhaupt gab, noch in Papiertüten und nicht in Geschenkpackungen, obwohl eine Handvoll Kartoffeln schon als Geschenk empfunden wurden. Penicillin und Schluckimpfung waren noch ebenso unbekannt wie die Pille danach oder Viagra davor. Entlaust wurde noch mit DDT, saniert mit Salvarsan, Mandelentzündung und Hämorrhoiden wurden noch nach bewährter Marine-Sanitätsvorschrift mit Kaliumpermanganat gepinselt, man musste nur schauen, dass man als Erster behandelt wurde. Für das allmorgendliche Wecken sorgten weder Funkuhr noch Radiowecker, sondern die vielbeinige schwarzbunte Oberharzer Damenkapelle mit melodischem Geläut, die morgens und abends durch die Gassen getrieben wurde, nicht

Homosexuelle waren noch nach § 175 BGB kriminalisiert und gesellschaftlich geoutet, die sogenannte Hamburger Hochzeit hatte noch nicht stattgefunden. Im übrigen waren wir bereits in den Jahren der bergmännischen Praxis darauf vorbereitet, dass der Oberharz, speziell Clausthal, schon seit Jahrzehnten zu einem sexuellen Notstandsgebiet erklärt worden war. Die wenigen Studentinnen der Geologie und Metallurgie waren schnell in fester Hand und der Kontakt zu den Schönen des Landes war schon wegen der starken Nachfrage nicht so einfach herzustellen. Da es noch keine Handys gab, mussten landschaftsübliche Lautäußerungen wie z.B. Hundegebell oder Hirschruf bei Dunkelheit zur Standortmeldung am vereinbarten Treffpunkt dienen. Wie ernüchternd aber war es, wenn dann anstelle der erwarteten Schönen eine Rote hämisch grinser Bundesbrüder mit lautem Gebell am Treffpunkt erschien. Darunter konnten romantische Gefühle schon sehr stark leiden. Wegen der diesbezüglich angespannten Mangellage in Clausthal musste der Operationsbereich auch auf die umliegenden Ortschaften wie Hahnenklee, Harzburg, Goslar und Braunlage ausgedehnt werden. Tennisturniere in Hahnenklee, Bobmeisterschaften am Bocksberg oder Skiabfahrtsläufe auf der Wilden Sau bildeten erfolgversprechende Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme. Allerdings mussten wir dabei auch die schmerzliche Erfahrung machen, dass das Balzverhalten bayrischer Bobfahrer wie Anderl Ostler und Nieberl nicht unbedingt korpsstudentischen Bräuchen entsprach. Ausgeschlagene Zähne, blaue Augen, geplatze Lippen oder Knopflöcher in den Zungen zeugten von solch einer zünftigen Holzerei im Hahnenkleer Hof. Nicht ganz so ungefährlich waren dagegen Ausflüge in den Ostharz. Man muss sich heute vergegenwärtigen, dass nur wenige hundert Meter vom Torfhaus entfernt, also im Eckertal, der Eiserne Vorhang verlief und man Gefahr lief, von unseren russischen Befreiern kassiert zu werden, wenn man den vor der Haustür majestätisch herausfordernden Brocken erklimmen wollte. Gottlob war das Grenzsystem damals noch nicht mit Minengürtel und Selbstschußanlagen gesichert, aber das Hochmoor auf der Westflanke des Brocken, stellte auch ein unerwartet ernsthaftes Hindernis dar, wenn man nicht den überwachten Goetheweg benutzen wollte. Ersatzweise bot sich der davor gelagerte Ackerbruchberg im Sommer wie im Winter für reizvolle Wander- oder Langlauftouren an, die natürlich nur in vorlesungsfreier Zeit eifrig genutzt wurden. Es konnte allerdings schon mal passieren, dass man nachts im Schneesturm festsaß und erst am frühen Morgen das nächste rettende Haus erreichen konnte. Wie hilfreich wäre da schon ein Funktelefon gewesen.

Unter diesen Lebensbedingungen fanden sich sieben Studienanfänger zusammen, die später von ihren Kommilitonen als „Goldene Sieben“ bezeichnet wurden und aus denen sich der Aka-

demische Bund für Berg- und Hüttenleute zu Clausthal entwickelte.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Temperamente, Talente und Begabungen lagen wir auf der gleichen Wellenlänge, so dass wir unsere Studienzeit gemeinsam gestalten wollten.

Natürlich lebten wir nicht in der Isolation, sondern hatten auch außerhalb unseres Freundeskreises einen intensiven Kontakt mit der übrigen Studentenschaft, der sich schon aus dem gemeinsamen Glücksgefühl des Überlebens und dem gemeinsamen Wunsch zum Wiederaufbau ergab. Selbstverständlich blieb es nicht aus, dass wir einzeln oder in Grüppchen bei den sechs damals schon in Clausthal vertretenen Verbindungen eingeladen und zum Beitritt aufgefordert wurden. Aber ebenso selbstverständlich war es auch, dass keiner aus diesem uns inzwischen so lieb gewordenen Freundeskreis ausscheren wollte. Außerdem war uns auch beim Einblick in die Prinzipien und Lebensformen der vorhandenen studentischen Korporationen klar geworden, dass eine bloße Übernahme überlieferter studentischer Bräuche und Ausdrucksformen uns in Anbetracht der inzwischen doch sehr veränderten Zeitumstände und Lebenserfahrungen nicht mehr zeitgemäß und annehmbar erschien. Und das, obschon einige unserer Väter oder Großväter bei Koesener Corps aktiv gewesen waren. Bei aller Anerkennung der Verpflichtung des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft und der Bereitschaft zu freiwilliger Unterordnung unter gemeinsam anerkannte Ziele wollten wir doch der lange entbehrten individuellen Freiheit und der freien Entfaltung der Einzelpersönlichkeit wesentlich mehr Raum geben. Bierkomment und Fuchsenstall schienen uns nicht die dafür geeigneten Instrumente zu sein. Nicht blinde Unterordnung, nicht Gleichmacherei, sondern Förderung des Einzelnen durch Toleranz und gegenseitige Anerkennung hielten wir nach den Jahren der Vereinheitlichung und Uniformierung für erstrebenswert. Gehorsam als oberste Tugend des Soldaten sollte den lange überbetonten Vorrang zugunsten der Förderung von Eigeninitiative und Kreativität verlieren. Individualität und Vielfalt sollten gerade auch in der Gemeinschaft entwickelt werden. Keine der in Clausthal bereits vorhandenen Korporationen schien unseren Vorstellungen in dieser Hinsicht zu entsprechen.

Gemeinsam beteiligten wir uns am studentischen Leben, an sportlichen Wettbewerben, Diskussionen oder kulturellen Veranstaltungen.

Mit viel Eifer und Engagement wurden im Wintersemester 1948/49 Ziele und Satzung des neuen Akademischen Bundes für Berg- und Hüttenleute, wie wir uns in Anlehnung an den BuH-Verein nannten, erarbeitet und der Zulassungsantrag über den Rektor an die Militärregierung gestellt. Am 11. April 1949, also genau vor 50 Jahren, erteilte uns der Universitätskontrolloffizier vom 126. Hauptquartier Göttingen die Gründungsgenehmigung.

Der Erweiterung der Kenntnisse auf außerfachlichen, besonders schöngestigten Gebieten – ein anderes unserer Satzungsziele – kam der Bund schon bald durch mehrere öffentliche Veranstaltungen nach. Hier sind besonders der Vortrag des damaligen Direktors des Bergbaumuseums, Dr. Winkelmann, über „Bergbau und Kunst in der Vergangenheit“, eine Lesung der jungen Göttinger Dichterin Karin Helm oder ein Mussorgsky-Abend des damals noch unbekannten Detmolder Pianisten Hubertus Böse, später Professor am Mozarteum in Salzburg zu erwähnen, die eine außerordentlich erfreuliche Resonanz in Clausthal fanden. Unvergessen bleibt aber auch der Erich Kästner Abend „Unter der brennenden Lampe“, bei der wir bis dahin verbotene oder noch wenig bekannte satirische Gedichte von Kästner, Morgenstern, Endrikat und Ringelnatz mit verteilten Rollen lasen. Während Kästner-Gedichte gerade im Kästner-Jubiläumsjahr häufig zitiert werden und als bekannt vorausgesetzt werden können, möchte ich heute ein Endrikat-Gedicht vorlesen, das gewisse Parallelen zu nächtlichen Stunden beim Traurigen Seehund im Ratskeller oder an Ratzeputz-Abende im Schmierigen Löffel erkennen lässt.

*Ich muss ja furchtbar blau gewesen sein, als ich den Lampenschirm für Frieda hielt, das Licht war an, kalt war mein linkes Bein, und gegenüber ward Klavier gespielt.*

*Die Bilder waren alle so verwirrt, das lag wohl an dem Zwetsch und am Likör, auch hab ich mich an eine Frau verirrt, sie fand das nett und nannte mich Flaneur.*

*Ich weiß nur, dass ich immer tanzen wollte, obschon es völlig an Musik gebrach, und dass man Max in einen Teppich rollte, aus dessen Öffnung er sich dann erbrach.*

*Wir fanden dies entsetzlich komisch, weil es so komisch und entsetzlich war. Herr Kuhlmanns Frau benahm sich sehr drakonisch, sie liebt den Max, deswegen war dies klar.*

*Wir lallten grinsend durch die Alkohole, wenn ich jetzt rauche, wird mir furchtbar schlecht, wo Zunge war, ist eine Stiefelsohle: Jedoch ansonsten war der Abend echt!*

*Der Damenstrumpf in meiner Manteltasche betrachtet mich und sagt lakonisch: „Schwein!“ Ich gäh’ jetzt viel für eine Seltersflasche. Ich muss ja furchtbar blau gewesen sein.*

Um nicht den falschen Eindruck mangelnder Ernsthaftigkeit beim Studium aufkommen zu lassen, möchte ich doch klarstellen, dass Exzesse dieser oder ähnlicher Art natürlich die absolute Ausnahme darstellten. Obwohl wir grundsätzlich keine Bier-Allergie hatten, reichten wir bei unseren Veranstaltungen, zu denen auch unsere Professoren mit ihren Damen eingeladen waren, bevorzugt Wein, ein Brauch, aus dem sich der inzwischen traditionell gewordene „Weinumtrunk“ entwickelt hat.

Der Vortrag wurde ursprünglich auf dem Haus des Berg- und Hüttenmännischen Vereins im Jahre 1999 gehalten. Für TU Contact wurde er gekürzt.